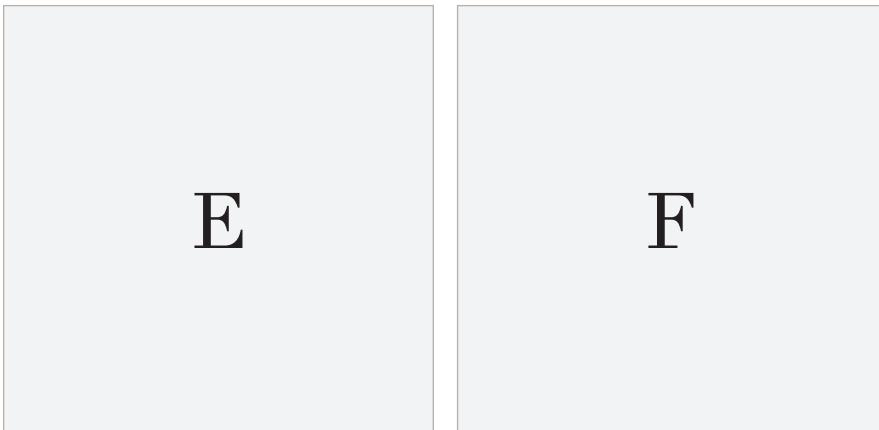


Täuschungsarten

Alte und neue Spuren

Juni 2025

Alte und neue Spuren
Geschichte einer Fehlwahrnehmung



Was sich nun abdrückt, dessen erinnern wir uns und wissen es, solange nämlich sein Abbild vorhanden ist. Hat sich aber dieses verlöscht oder hat es gar nicht abgedruckt werden gekonnt: so vergessen wir die Sache und wissen sie nicht.
Platon*

Die Sprache ist das Organ der propositionalen Wahrnehmung.
Davidson**

1. Sokrates, Freud und die Figur des Sophismus

„Man sieht, was man sehen möchte.“ Hinter dieser scheinbar harmlosen Behauptung steckt, etwas altmodisch gesagt, die Figur eines Sophisten. Sie gleicht die Wahrnehmung einer Handlung an und behauptet obendrein, dass man nichts falsch machen kann: Man irrt, wenn man glaubt, dass man sich irren kann. Falls man meint, hierin einen Widerspruch zu entdecken, der die Figur dazu bewegt, einen Fehler einzugehen, so unterschätzt man sie. Sie fordert dazu heraus, den Fehler zu erklären. Wie Sokrates im Dialog mit Theaitetos zeigt, verstrickt man sich in der Erklärung nur allzu leicht selbst in einen Widerspruch. Ohne es zu wollen, schafft man den Irrtum aus der Welt, indem man ihn in einer verständlichen Weise nachzuvollziehen versucht und dabei, das Ziel schon vor Augen, einen Schritt zu weit geht. Immer, wenn Theaitetos glaubt, Sokrates habe den Irrtum endlich vollständig analysiert, zeigt dieser,

* Platon, *Theätet*. Frankfurt am Main 2007, 163.

** Donald Davidson, *Durch die Sprache sehen*. In ders.: *Wahrheit, Sprache und Geschichte*. Frankfurt am Main 2008, 218.

dass er den Irrtum weniger erklärt als wegerklärt hat. Er hat ihn „rationalisiert“, das heißt begründet und zugleich suspendiert. Ausgestattet mit einem Grund, tritt anstelle des Irrtums ein Akt der Selbsttäuschung auf, auf den sich die Behauptung ironischerweise auch bezieht: Man sieht, was man sehen möchte, gerade dann, wenn man nicht sieht, was man zu sehen glaubt.

„Man tut, was man tun möchte.“ In gewissen Fällen – man wird nicht gezwungen, unterwirft sich keiner Norm oder Regel, die man eigentlich gar nicht befolgen möchte – trifft diese Behauptung auf eine Handlung zu, vorausgesetzt, dass sie gelingt. Wenn nicht, wenn ich mich zum Beispiel vergreife, dann ist die Behauptung falsch; ich würde sie jedenfalls für falsch halten, sofern ich nur glaube, dass ich mich vergriffen habe. Unter Umständen könnte ich sie für ironisch halten, aber ich würde mich dagegen verwehren, sie für wahr zu halten. Nach Freuds Abhandlung über das *Vergreifen* sollte ich meinen Widerstand aufgeben oder zumindest versuchen, ihn zu überwinden. Er sei, wie er gleich am Anfang dieser Abhandlung sagt, „keinesfalls der erste, der Sinn und Absicht hinter den kleinen Funktionsstörungen des täglichen Lebens Gesunder vermutet.“*

„Funktionsstörung“ klingt nach einem Defekt. Er passt zum „psychischen Apparat“, welcher der Gegenstand von Freuds Analyse ist. Der Defekt betrifft nicht den „physiologischen Apparat“, so wie die Fehlwahrnehmung auch nicht eine Störung der Sinnesorgane betrifft. Ich vergreife oder verschauke mich nicht aufgrund einer Greif- oder Sehschwäche, auch nicht aus Zufall, Unachtsamkeit oder Tollpatschigkeit.

„Vergreifen“ bezeichnet, wie Freud anmerkt, eine *Abirrung von der Intention*.** Steckt Sinn und Absicht dahinter, so wird daraus eine *intendierte Abirrung* von der Intention. Der Defekt ist klein, denn ich bin psychisch soweit gesund und nicht gleich krank, nur weil ich mich vergreife. Steckt jedoch „Sinn und Absicht“ dahinter, so ist der kleine Defekt groß genug, um mich für einen Moment in den Bereich der Irrationalität zu verweisen. Angenommen, ich vergreife mich in den Tasten und spiele anstelle von einem E ein F. Dabei täusche ich mich nicht insofern, als ich die falsche Taste spiele, son-

dern insofern, als ich glaube, die falsche Taste zu spielen. Dafür, dass ich ein F spiele, habe ich einen Grund, den meine Intention auf E überspielt, ausblendet oder verdeckt.

Das Beispiel lässt sich leicht auf eine Fehlwahrnehmung übertragen. Ich sehe ein E anstelle von einem F. So etwas wäre möglich, ohne dass eine Täuschung im Spiel ist; davon kann man sich anhand einer Abbildung der Buchstaben „E“ und „F“ leicht selbst überzeugen. Damit daraus eine Selbsttäuschung wird, muss ich einerseits die Absicht haben, ein E anstelle von einem F zu sehen, und andererseits muss ich glauben, ein E zu sehen – *nicht anstelle* von F, denn ich glaube fälschlicherweise, ein E zu sehen, nicht ein F. Die Verwechslung ist aber nur ein Vorwand, den ich mir nicht eingestehe. Insgeheim wollte ich anstelle von E doch ein F sehen. Nicht anders agiert die Figur des Sophisten, des Täuschungskünstlers und Gegenspielers von Sokrates. Er setzt wissentlich eins anstelle des anderen, macht absichtlich *ein X für ein U* vor, und verbirgt sein „besseres Wissen“, allerdings nicht, um sich selbst zum Narren zu halten.*

Freud ist vermutlich kein Sophist. Trotzdem bedient er sich einer Figur des Sophismus, wenn er einer Fehlhandlung „Sinn und Absicht“, das heißt, einen Grund unterstellt. Was für Freud ein analytischer Erfolg ist – er kommt dem geheimen Grund auf die Spur und bringt ihn zur Geltung, indem er die Täterinnen und Täter zu der Einsicht bewegt, dass sie irrten, wenn sie glaubten, sich zu irren –, das ist für Sokrates ein analytisches Desaster.

2. Zwei Wachsmodelle

Wie es der Zufall will – oder ist es gar kein Zufall – benutzt Freud zur Darstellung des „psychischen Apparats“ einmal ein ähnliches Modell wie Sokrates in dem erwähnten Dialog mit Theaitetos. In beiden Fällen handelt es sich um ein Wachsmodell, das allerlei Spuren aufnehmen und als Dauerspuren aufbewahren kann. Freuds Modell ist der *Wunderblock*,** der seinerzeit auf dem Markt war (unter der Bezeichnung „Zaubertafel“ ist heute noch ein Nachfolgemodell erhältlich, eine abgespeckte, dafür auch billige Variante ohne

* Er handelt nicht irrational, denn er intendiert nicht die Abirrung seiner eigenen Intention; er verbirgt die Gründe der Täuschung nicht vor sich selbst.

** Sigmund Freud, *Notiz über den „Wunderblock“*. In ders.: *Studienausgabe*, Band 3. Frankfurt am Main 1975, 363–369.

* Sigmund Freud, *Das Vergreifen*. In ders.: *Zur Psychopathologie des Alltagslebens*.

Frankfurt am Main 2000, 224.

** Ebd.

Wachs). Das Modell von Sokrates ist der *Wachsblock*, ein Geschenk von Mnemosyne. Dieses Geschenk ist allen Menschen zuteil geworden, wenn auch nicht in gerechten Portionen.* Dank unseres Gedächtnisses nehmen wir etwas wahr, das uns an etwas erinnert,** was wir schon zuvor einmal wahrgenommen haben („etwas als etwas“).

Den Inhalt des Gedächtnisses bildet das Modell als eine alte Spur ab, in meinem Beispiel als ein „E“. Das „E“ ist so viel wie ein Muster oder ein Prädikat, mit dem die neue Spur als ein E identifiziert oder klassifiziert wird. Sobald der Wachsblock eine neue Spur wahrnimmt, die damit übereinstimmt, nimmt er ein E wahr. Das geschieht aufgrund einer bezeichnenden Ähnlichkeit, die auch in die Irre führen kann. In meinem Beispiel nimmt der Block ein F (irrtümlich) als ein E wahr. Es ist scheinbar kinderleicht, einen derartigen Fehler zu machen und auch als Fehler einzusehen. Weniger leicht ist es, den Fehler als Fehler darzustellen und zu erklären.

Im Mittelpunkt beider Modelle steht das rätselhafte Zusammenspiel von Wahrnehmung und Gedächtnis. Es ist ein Rätsel, denn es macht sich in jedem Augenblick bemerkbar, ohne jemals sichtbar zu sein. Es lässt sich nicht beobachten, im Unterschied zu einem Speicher oder einer Schachtel, in die man etwas hineinsteckt, um es bei Gelegenheit wieder herauszuholen. Auch das wäre ein Modell, ein Bild oder eine Metapher, mit der sich Unsichtbares (und in diesem Sinn auch „Unbekanntes“) in einer anschaulichen Weise darstellen lässt. Im Vergleich mit der denkenden Substanz oder dem Gehirn mit seinen „Engrammen“ hat die Schachtel oder das Wachs mit seinen neuen und alten Spuren den Vorteil, dass man sich über den modellhaften Charakter der Darstellung keine Illusionen macht.

Meine Fehlwahrnehmung „E/F“ lässt sich auch als Sprachspiel darstellen: Person A zeigt auf ein „F“, Person B kramt in der Schach-

* Vgl. Platon 2007, l73; Qualität und Quantität der wahrnehmenden Substanz lässt oft zu wünschen übrig (verschmutztes, zu hartes oder zu weiches Wachs, nur ein Blöckchen etc.). Eines der Lieblingsthemen Platons lässt Sokrates beiseite: Er verliert kein Wort darüber, ob die alten Spuren oder Muster im Geschenk enthalten sind oder durch Erfahrung erworben werden müssen. Ob so oder so, man kann davon ausgehen, dass mit den Blöcken auch die Muster ungleich verteilt sind.

** – „das uns *unwillkürlich* an etwas erinnert“? – Aufgrund der rhetorischen Situation, in die das Modell verwickelt ist, habe ich das Wort „unwillkürlich“ gestrichen.

tel und holt ein „E“ heraus. A schüttelt den Kopf und zeigt wieder auf „F“. B legt „E“ in die Schachtel zurück, kramt wieder herum und bringt schließlich ein „F“ hervor. Dieses Sprachspiel ist zwar „primitiv“, wie Wittgenstein sagen würde, aber es bringt neben der Wahrnehmung und dem Gedächtnis einige Elemente oder „Zusätze“ ins Spiel, die für meine Geschichte der Fehlwahrnehmung notwendig sind: eine Handlung, eine zweite Person, einen rudimentären Zeichengebrauch und eine denkbar simple Regel. B soll den Buchstaben, auf den A zeigt, aus der Schachtel holen.

Zurück zu den beiden Wachsmodellen. Bei einem Vergleich drängen sich sogleich einige Unterschiede auf. Bei Freuds *Wunderblock* ist eine Spur die mehr oder weniger lesbare Hinterlassenschaft eines von allen Seitenandrängenden Schreibflusses, ausgeführt von einem spitzen „Stilus“, vor dessen zerstörerischer Kraft sich der Apparat mit einem „Reizschutz“ zu schützen versucht. Beim *Wachsblock* ist die Spur ein Abbild, das Überbleibsel eines mimetischen Prozesses, der seinen Anfang bei den Urbildern findet, den Mustern oder Musterexemplaren. Sie wurden in den Block eingeprägt, so dass sie sich in Form der alten Spuren abzeichnen. Der Blick auf den Wachsblock unterscheidet sich von dem Blick auf die übrige Welt durch die neuen Spuren, die er in diesem Fall aufnimmt. Stimmen sie mit den alten überein, so erinnern sie an die ursprünglichen Muster ebenso wie der direkte Blick auf den Wachsblock selbst.

Eine neue Spur, die in einer gewissen Hinsicht mit einer alten Spur übereinstimmt, ist die Quelle einer möglichen Täuschung. In einer zweiten oder anderen Hinsicht stimmt sie womöglich nicht überein. Dazu ein anderes Beispiel. Angenommen, sie erinnert zunächst an einen Käfer. Daraus zieht der *Wachsblock* augenblicklich den Schluss, dass so etwas wie ein Käfer vorhanden ist. In einer anderen Hinsicht oder aus einer zweiten Perspektive erinnert sie *nicht* an einen Käfer, weshalb der Block seinen Schluss revidieren sollte: Es ist – oder war – nicht so etwas wie ein Käfer vorhanden. Wenn nicht ein Käfer, was dann? Es kann sein, dass sich für die neue Spur im Wachs kein passendes Muster finden lässt.* Somit wäre die neue

* Es gibt für den *Wachsblock* zwar das Unbekannte – nicht für alles und jedes, das man wahrnimmt, kann man ein Muster parat haben, wie auch Sokrates mit dem Beispiel einräumt, in dem eine unbekannte Person irrtümlich für eine bekannte gehalten wird. Für Unbekanntes kann der Block, wie sich bei-

Spur in einer Hinsicht, in der sie mit einer alten übereinstimmt, irreführend oder falsch, und in jeder anderen Hinsicht ist sie irgendwie daneben geraten, deplatziert oder „defekt“. Sie ergibt, mit anderen Worten, keinen Sinn. Wenn sie fehlerhaft ist oder an nichts erinnert, was nicht ganz dasselbe ist, so gibt es für den Wachsblock keinen Grund, aus dem er sie aufnehmen und aufbewahren sollte.* Sein Auffassungsvermögen ist begrenzt, wie auch die Anzahl der Muster begrenzt ist, mit denen er etwas als etwas wahrnimmt, was er bereits kennt oder, wie Sokrates sagt, „von dem er weiß“.

Freuds *Wunderblock* ist wie dafür gemacht, diese Mängel des Wachsblocks zu beheben. Er kombiniert den begrenzten Raum der Schreibfläche mit einer „unbegrenzten Aufnahmefähigkeit“, so dass jede neue Spur als Dauerspur im Wachs erhalten bleiben kann, ganz gleich, ob sie irreführend ist oder nicht, oder, was nicht dasselbe ist, ob sie einen Sinn ergibt (an etwas erinnert) oder nicht.

Im *Wunderblock* sammelt sich daher eine Unmenge von Spuren an, dennoch ist er stets bereit, wie „ein weißes Blatt Papier“ neue Spuren zu empfangen. Das ist dadurch möglich, dass er die beiden, sich scheinbar gegenseitig ausschließenden „Bedürfnisse“ des Empfangens und Aufbewahrens von Spuren auf zwei Schichten oder „Systeme“ verteilt. Die Schreibfläche bildet eine eigene, transparente Schicht aus Zelloid, die deckungsgleich über das Wachs gebreite-

nahe von selbst versteht, kein Muster haben. Daher kann er auch, was schon etwas eigenartig klingt, Unbekanntes nicht als Unbekanntes wahrnehmen; er kann nicht an Unbekanntes erinnern oder ein Unbekanntes der Erinnerung zur Verfügung stellen. So gesehen bildet der Block jene rhetorische Figur ab, von der Blumenberg einmal sagt, dass sie sich vom Unbekannten abwendet, um es mit dem Bekannten zu ersetzen. (Hans Blumenberg, *Anthropologische Annäherung an die Aktualität der Rhetorik*. In ders.: *Wirklichkeiten in denen wir leben*. Stuttgart 1981, 116.)

* Der Platonische Satz: „Wer sieht, muss etwas sehen“, lässt sich auch so interpretieren, „dass, wenn jemand sieht, seine visuelle Erfahrung einen Inhalt besitzt“. (Gertrude Elizabeth Margaret Anscombe, *Die Intentionalität der Wahrnehmung: Ein grammatischer Aspekt*. In dies.: *Aufsätze*. Frankfurt am Main 2014, 251.) Damit wäre der Satz wahr, wie Anscombe anmerkt. In meiner Interpretation gehe ich davon aus, dass es in Platons Dialog, in dem Sokrates neben dem Modell vom Taubenschlag das Wachsmodell präsentiert, nicht um die Bestimmung des Inhalts einer Wahrnehmung in Form von Sinnesdaten (Ideen oder Ähnlichem) geht, sondern um den Vorgang der Klassifikation, in dem „etwas als etwas“ wahrgenommen (ergriffen oder begriffen) wird.

tet ist. Sobald sie beschrieben oder vollgeschrieben ist, lässt sie sich kurz vom Wachs abheben und die Spuren verschwinden, aber eben nur von der Oberfläche, an der sie sichtbar sind, nicht vom Wachs. Das Abheben ist nur ein kurzer Moment, eine Unterbrechung des Schreibflusses, der sich nicht gerne stören oder aufhalten lässt. Sobald die Oberfläche das Wachs wieder berührt, geht es mit dem Schreiben weiter. Dann kann der spitze Stilus, durch den Reizschutz abgefangen und gefiltert, wieder auf die Schreibfläche drücken, um eine sichtbare Spur zu hinterlassen. Indirekt hinterlässt er eine unsichtbare und auch, wie ein Blick auf den zerlegten Apparat zeigen würde, unleserliche Spur im Wachs.* Die Pointe ist, dass die leserliche, neue Spur auf der transparenten Schreibfläche ein Abbild oder eine Reaktion auf die darunter liegende Spur im Wachs ist, wo sie bereits ein Teil der unleserlichen Dauerspuren ist.

Die Analogie zum „psychischen Apparat“ liegt auf der Hand: Die sichtbare Oberfläche stellt das System „Wahrnehmung – Bewusstsein“ dar, die verborgene Schicht aus Wachs das System „Gedächtnis – Unbewusstes“. Zwischen diesen beiden Schichten oder Systemen herrscht, von der notwendigen Unterbrechung und dem Verlöschen der neuen Spuren abgesehen, ein „inniger Kontakt“. Die sichtbare Spur ist jedoch nicht nur eine flüchtige Impression, sondern das Resultat eines *beidseitigen* Drucks. Sobald der Stilus auf die Schreibfläche einen Punkt setzt, so wird man sich dessen bewusst – man sieht, mit anderen Worten, einen Punkt. An welcher Stelle genau der Punkt erscheint, das ist bei dem *Wunderblock*, wie er seinerzeit auf dem Markt war, egal; der Punkt wäre sichtbar hier wie dort. Bei Freuds *Wunderblock* ist es nicht egal: Der Punkt wird nur dann sichtbar, wenn er *anstelle* eines Punkts gesetzt wird, der als Dauerspur im Wachs enthalten ist. Nur dann ist er auch als Punkt lesbar. Dieses Zusammentreffen ist das eigentliche Wunder, das Freud als das „unerklärliche Phänomen des Bewusstseins“ beschreibt. *Es entstehe*, so Freud, „im Wahrnehmungssystem an Stelle der Dauerspuren“.**

* Freud versteht die Analyse nicht als Demontage des „psychischen Apparats“. Darauf spielt er wohl mit der Bemerkung an, dass er, als er die Schreibfläche entfernte und das Wachs gegen das Licht hielt, die eingravierten Schriftzeichen nicht lesen konnte. Was Freud hier vor Augen hatte, ist eher ein Moiré als ein Palimpsest von Spuren.

** Freud 2000, 364; die Hervorhebung stammt von Freud.

Ich habe die zwei Modelle, den *Wachsblock* und den *Wunderblock*, nur in groben Umrissen geschildert, um die folgenden Unterschiede herauszustellen: Zum einen geht es um das Abbilden oder das Schreiben als die zwei *Tätigkeiten*, die jeweils verschiedenen Arten von Spuren hinterlassen. Zum anderen geht es um das Verschwinden oder das Aufbewahren von neuen Spuren, die in die Irre führen oder keinen Sinn ergeben. Im einen Modell bleiben alle Spuren erhalten, im anderen verschwinden früher oder später *alle* neuen Spuren, sei es, dass sie mit den alten Spuren übereinstimmen, so dass man sie nicht mehr voneinander unterscheiden kann, sei es, dass sie nicht mit ihnen übereinstimmen. In diesem Fall sind sie buchstäblich aus der Spur geraten, sie werden revidiert oder verloren von selbst. Man könnte sagen, dass sie das Wachs abweist oder von sich weist, so als würde es „Dinge“, mit denen es nichts anfangen kann, als „Undinge“ abtun, oder „Sinnloses“ als „Unsinn“.

3. Wittgensteins „Käfer in der Schachtel“

Der Käfer, den ich irrtümlich zu sehen glaube, ist in beiden Modellen eine neue Spur, die ein Unding darstellt. Der vermeintliche Käfer ist weder ein Käfer noch etwas anderes. In beiden Modellen sehe ich dasselbe Unding, ohne zu wissen, was es ist. Im einen kann ich es aber nicht nur sehen, sondern ich kann mich auch daran erinnern. Ich kann es beschreiben, umschreiben, zeichnen oder auf andere Weise wiedergeben; ich kann es sogar wiedererkennen, ohne es zu kennen oder „erkannt“ zu haben. Das ist im anderen Modell, in dem ich immer *etwas als etwas* sehe, nicht möglich. Wenn ich hier nicht weiß, was es ist, oder nur weiß, was es nicht ist (ein Käfer), so weiß ich davon so viel wie gar nichts.

Mit dem vermeintlichen Käfer verhält es sich nicht anders als mit Wittgensteins *Käfer in der Schachtel*. Um das Beispiel kurz zu skizzieren, nehmen wir an,

es hätte Jeder eine Schachtel, darin wäre etwas, was wir „Käfer“ nennen. Niemand kann je in die Schachtel des Andern schaun; und Jeder sagt, er wisse nur vom Anblick *seines* Käfers, was ein Käfer ist.*

* Ludwig Wittgenstein, *Philosophische Untersuchungen*, in: *Tractatus logico-philosophicus*, Werkausgabe Band 1. Frankfurt am Main 1984, 373.

Wir können den Käfer sehen, aber nicht gemeinsam sehen; wir können ihn nicht aus der Schachtel herausnehmen und zu einem Gegenstand der gemeinsamen Betrachtung machen, in der wir ihn einen „Käfer“ nennen. Die Pointe des Beispiels ist ein unerfindlicher Irrtum. Wenn wir im Hinblick auf die eigene Schachtel nicht wissen, was die anderen sehen, dann wissen wir auch nicht, was wir selber sehen. Der *Wachsblock* liefert dem Platonismus im herkömmlichen Sinn ein Argument, das man unter dem Titel „Argument gegen die Privatsprache“ oft Wittgenstein selbst zuschreiben möchte.* Wenn ich nicht weiß, was ich sehe, so könnte ich genauso gut gar nichts sehen. In dieser primitiven Fassung wird es allerdings nur selten formuliert.

So, wie Wittgenstein seinen „Käfer“ in den *Philosophischen Untersuchungen* präsentiert, könnte man das Argument auch umkehren. Wenn die „öffentliche“ Sprache gegen die „private“ spricht, dann spricht umgekehrt die „private“ Sprache auch gegen die „öffentliche“. Vom Standpunkt dieser Sprache kann man durch den „Käfer“ kürzen, den man nicht herzeigen, sondern nur sehen, hören, ertasten oder auf eine andere Weise „empfinden“ kann. „Das heißt“, sagt Wittgenstein:

Wenn man die Grammatik des Ausdrucks der Empfindung nach dem Muster von ‚Gegenstand und Bezeichnung‘ konstruiert, dann fällt der Gegenstand als irrelevant aus der Betrachtung heraus.**

Der „private“ Käfer (oder was immer es ist) entspricht nicht dem Muster „Gegenstand und Bezeichnung“, umgekehrt entspricht dieses Muster aber auch nicht dem Käfer. Von seinem Standpunkt könnte man auch durch den „öffentlichen“ Käfer kürzen, der als irrelevant aus der Betrachtung der Schachtel herausfällt.

Mit Wittgensteins „Käfer in der Schachtel“ kann das mimetische Modell, das sich nur mit Abbildern befasst, nichts anfangen. Ein abgebildeter Käfer hat sich „immer schon“ gezeigt. Für den *Wachs-*

* Die „Privatsprache“ beschreibt Wittgenstein folgendermaßen: „Die Wörter dieser Sprache sollen sich auf das beziehen, wovon nur der Sprechende wissen kann; auf seine unmittelbaren, privaten, Empfindungen. Ein Anderer kann diese Sprache also nicht verstehen.“ (Ebd. 356.)

** Ebd. 373.

block ist es daher gleichgültig, ob man irrtümlich einen Käfer, etwas anderes oder nichts zu sehen glaubt. Für den *Wunderblock* ist es nicht gleichgültig. Sobald ich den Käfer in der Schachtel sehe, hinterlässt er, paradox gesagt, eine *neue alte* Spur. Sie tritt, wie Freud betont, schon das erste Mal „*an Stelle* einer Dauerspur“ in Erscheinung. Diese Bemerkung wäre rätselhaft, wenn der „psychische Apparat“ seine Aktivitäten nicht umkehren würde.

Unter dem Stichwort der „Besetzungsinnervation“ beschreibt Freud, wie die Spur, die soeben zur Dauerspur geworden ist, zu handeln beginnt. Sie drängt mit „Sinn und Absicht“ aus dem Inneren heraus, zurück an die Stelle, an der sich der Stilus bewegt. „Es wäre so“, schreibt Freud, „als ob das Unbewusste mittels des Systems ‚Wahrnehmung – Bewusstsein‘ der Außenwelt Fühler entgegenstrecken würde, die rasch wieder zurückgezogen werden, nachdem sie deren Erregungen verkostet haben.“*

4. Wahrnehmung und Handlung

Die „Fühler“, die der Wachsblock der Außenwelt entgegenstreckt, ist offenbar eine Intention. Das lässt sich in der einen Lesart verstehen, dass aus der Wahrnehmung eine Handlung wird, oder in der anderen, dass die Wahrnehmung den „psychischen Apparat“ zu einer Handlung veranlasst. Dazu braucht er mehr als nur jene „Fühler“, die alles in allem die Organe der Wahrnehmung sind.

In der ersten Lesart, die Freud anscheinend bevorzugt, wird die Fehlwahrnehmung zu einem Akt der Selbsttäuschung. In der einfachsten Form handelt es sich in Parallel zum Wunschdenken um so etwas wie ein „Wunschsehen“ (ich glaube, einen Käfer zu sehen, weil ich einen Käfer sehen möchte).**

In der zweiten Lesart bildet die Fehlwahrnehmung einen Teil des Grundes, in einer bestimmten Weise zu handeln. Dazu fällt mir die folgende Geschichte ein. Während ich diese Zeilen schreibe, glaube ich, einen Käfer zu sehen, der über die Schreibfläche krabbelt. Nun verspüre ich den Impuls, den vermeintlichen Käfer in die Hand zu

* Freud 2000, 369.

** Stichwort „Idee“: Wer die Wahrnehmung der Vorstellung angleicht, etwa durch den Gedanken, dass beides die Dinge gleichermaßen „repräsentiert“, wird das „Wunschsehen“ gar nicht so seltsam finden. Oft stellt man sich ja tatsächlich einen Käfer vor, nur weil man sich einen Käfer vorstellen möchte.

nehmen. Und siehe da: er fühlt sich nicht wie ein Käfer an und verhält sich auch nicht so. In diesem Moment der Enttäuschung hebt sich die Schreibfläche, auf welcher der Stilus zunächst das Wort „Käfer“ hingeschrieben hatte, vom Wachsblock ab, das Wort verschwindet und ich frage mich, was der Stilus *stattdessen* hinschreiben wird. Wie von Zauberhand schreibt er das Wort „Fussel“ hin und ich weiß (oder glaube zu wissen), dass ich so etwas wie einen „Fussel“ gesehen habe.

Eine Fehlwahrnehmung kann, nicht anders als jede andere Wahrnehmung auch, einen Grund (oder Teil des Grundes) bilden, in einer bestimmten Weise zu handeln. Das bedeutet, dass ich den (vermeintlichen) Käfer zweimal intendiere. Einmal als Objekt der Wahrnehmung, einmal als Objekt der Handlung. Auch in der Handlung halte ich die Augen offen, und so sehe ich beim zweiten Mal anstelle eines Käfers so etwas wie einen „Fussel“, was immer das ist. Beim ersten Mal, als ich mich getäuscht habe, habe ich die Dinge umgekehrt vertauscht: Mein Fehler war, dass ich anstelle eines „Fussels“ einen Käfer gesehen habe. Ist es möglich, dass ich mich in dieser Situation vorsätzlich selbst getäuscht habe? Wer mich derart täuschen möchte, platziert *anstelle eines Käfers* einen Fussel. Ich täuschte mich jedoch umgekehrt, da ich *anstelle eines Fussels* einen Käfer gesehen habe. Die spiegelbildlich verkehrte Absicht, so etwas wie einen „Fussel“ wahrzunehmen, kann ich in dieser Situation gar nicht haben: Das Wort „Fussel“, das „wie von Zauberhand“ erscheint, habe ich zuvor noch nie gehört.

5. Nachträglichkeit

Die Absicht, zu täuschen, erfordert eine synchrone Perspektive auf eine Täuschungsgeschichte, die mir als den Getäuschten nur in einer diachronen Perspektive zugänglich ist. Meinen Fehler, mit dem die Absicht rechnet, kann ich erst erkennen, nachdem ich ihn „gemacht“ habe, das heißt im Nachhinein oder „nachträglich“. Ein Modell der Wahrnehmung, wie es Sokrates präsentierte, stellt den Fehler auf Seiten der Absicht dar. Man sieht auf einen Blick, wie der Fehler gemacht und retuschiert wird.* Sokrates erkennt darin den

* In dieselbe Falle tappt der synchrone Blick auf das Modell im Fall einer „veridischen“ Wahrnehmung. Er sieht das *intentionale* und zugleich das *materiale*

inneren Widerspruch, „dass jemand das, wovon er weiß, zugleich auch nicht wisse.“*

Der Widerspruch löst sich auf, sobald die synchrone Perspektive, die das Wort „zugleich“ markiert, durch eine diachrone Perspektive ersetzt wird. Es klingt vielleicht banal: Nachträglich – nachdem ich meinen Fehler erkenne – werde ich etwas wissen, was ich zuvor nicht gewusst habe.**

Eine zweite Person könnte unter Umständen meinen Fehler in dem Moment erkennen, in dem ich ihn „mache“. Wäre mein Fehler eine Fehlhandlung oder nur ein Defekt, dann wäre auch ich dazu in der Lage. Einem Fehlgriff oder einer Fehlsichtigkeit könnte ich im selben Augenblick auf die Spur kommen, in dem der Fehler auftritt – ich vergreife mich in den Tasten oder sehe den Käfer unscharf, verzerrt oder doppelt, und das finde ich augenblicklich „falsch“ oder „nicht normal“: *es sollte anders sein*. Ähnliches lässt sich auch von einer Fehlwahrnehmung sagen, die sich gleichfalls als „Abirrung von einer Intention“ beschreiben lässt. Die Intention ist jedoch eine andere. Mit einer Fehlhandlung irre ich von meiner eigenen Absicht (Intention) ab. Mit einer Fehlwahrnehmung irre ich vom Gesehenen ab, vom intendierten Objekt der Wahrnehmung. Diese Parallele ist irreführend. Die Absicht hat eine normative Funktion, die ich mit einem Fehler selbst verletze. Das Gesehene, sei es ein Käfer, ein Fussel oder sonst etwas, hat keine normative Funktion. Dennoch ist auch ein Fehler, der mir in der Wahrnehmung unterläuft, die Verletzung irgendeiner Norm oder Regel, die ich zu befolgen glaube. Nichts anderes bringe ich zum Ausdruck, wenn ich sage, dass ich nicht einen Käfer sehen hätte sollen; stattdessen hätte ich, wie ich am Ende meiner Geschichte weiß, einen Fussel sehen sollen.

Nun ist es offenbar unangebracht, meine Wahrnehmung irgend einer Norm oder Regel zu unterwerfen, die mir sagt, was ich sehen

Objekt – den Käfer, den ich zu sehen glaube, und zugleich den Käfer, den ich tatsächlich sehe. Im Vergleich stellt er fest, dass der eine mit dem anderen Käfer übereinstimmt. Damit wird die Wahrnehmung verfälscht, denn ich sehe (ob irrtümlich oder nicht) nur einen Käfer, nicht zwei.

* Platon 2007, 179.

** Dieses Wissen ist vielleicht nur negativ, was nicht nichts ist. Selbst wenn ich nicht weiß, was ich gesehen habe, so weiß ich doch, dass ich nicht einen Käfer gesehen habe.

(oder empfinden) soll. Vermutlich ist das ein Grund, weshalb der klassische Empirismus die Wahrnehmung eines Käfers in zwei Teile zerlegt: in einen passiven, der sich mit sich beschäftigt, mit dem wahrgenommenen Käfer als „inneren Gegenstand“, als „Idee“, „Impression“ oder „Sinnesdatum“, und in einen aktiven Teil, der sich, wie jede andere Handlung auch, mit dem Käfer als den „äußeren Gegenstand“ beschäftigt, den man zum Beispiel in die Hand nehmen kann. Zum einen Teil sollte es gar nicht möglich sein, dass der Wahrnehmung ein Fehler unterläuft – Sinnesdaten (Ideen oder Impressionen) sind, nach einer Formulierung von Hume, was sie zu sein scheinen, wie sie auch zu sein scheinen, was sie sind. Zum anderen ist ein Fehler zwar möglich, aber dieser Fehler lässt sich nicht von dem einer Fehlhandlung unterscheiden.

Das eine Problem, das sich mit einer derartigen Teilung stellt, besteht darin, dass die beiden Gegenstände, das „Sinnesdatum“ und das „Ding“, „Schein und Sein“, ab und zu wieder vereint werden müssen, vorausgesetzt, dass man manche Dinge, die man sieht, auch in die Hand nehmen möchte. Das andere Problem besteht darin, dass die Teilung den Fehler verfehlt, mit dem sich die Wahrnehmung von einer Handlung unterscheidet. Mit einer Handlung steuere ich die Norm selbst bei, an der ihr Gelingen oder Misslingen zu beurteilen ist. Wie meine Geschichte mit dem Käfer und dem Fussel zeigt (oder zeigen sollte), lässt sich der Fehler einer Handlung nicht mit dem einer Wahrnehmung gleichsetzen. Der Unterschied könnte größer nicht sein: In die Hand hätte ich, gemessen an meiner Absicht, einen Käfer, nicht einen Fussel nehmen sollen. Geradezu umgekehrt hätte ich einen Fussel, nicht einen Käfer wahrnehmen sollen – gemessen an welcher Norm?

6. Die zweite Person

Als ich vorhin, im Zusammenhang mit Freuds *Wunderblock* und dem schreibenden Stilus sagte, „wie von Zauberhand“, hätte ich besser sagen sollen „wie aus dem Mund einer zweiten Person“. Aus ihm kommt das Wort „Fussel“, ein Wort, das ich zuvor, wie gesagt, noch nie gehört habe. Meine Skizze des Wunderblocks sollte klarstellen, dass ich dieses Wort, mit dem ich keinerlei Sinn verbinden kann, ebenso wiederholen kann (oder etwas „ennerviert“ auch wiederholen muss) wie den Blick auf etwas, mit dem ich gleichfalls nichts

anfangen kann; ich muss mich nicht, wie der *Wachsblock* suggeriert, davon abwenden, nur weil ich es nicht kenne.

Man merkt, worauf meine Geschichte einer Fehlwahrnehmung hinausläuft. Indem ich in einer dialogischen Situation wie dieser die eine Sinnlosigkeit mit der anderen Sinnlosigkeit verbinde, erwerbe ich einen neuen Begriff, einen Fusselbegriff oder ein als „Fussel“ etikettiertes Fusselmuster.

Nachdem ich in dieser Weise „abgerichtet“ wurde, wie Wittgenstein sagt,* ist das Wort „Fussel“ zu einem Organ der Wahrnehmung geworden, zu einem Stäbchen oder Zäpfchen des Apparats, mit dem ich einen Fussel als Fussel wahrnehme. Damit kann ich einen Fussel nicht nur sehen, wozu kein Fusselbegriff notwendig ist, sondern ich kann auch glauben, einen Fussel zu sehen, sei es irrtümlich oder nicht.**

* Wittgenstein 1984, 239: „Das Lehren der Sprache ist hier kein Erklären, sondern ein Abrichten.“ Wittgenstein geht meist davon aus, dass die trianguläre Situation asymmetrisch ist. Zwei Personen gelangen über einen gemeinsamen Gegenstand nicht in gleicher Weise zur Übereinstimmung. Eine Person gibt immer den Kammerton an – ihr Instrument, das Wort „Fussel“, ist bereits gestimmt, so dass die Last, Übereinstimmung herzustellen, nur auf Seiten der anderen Person zu finden ist. Im Fall der Nichtübereinstimmung ist es daher wie von vornherein ausgemacht, wer den Fehler macht: Es ist immer die Person, die ihren Wortgebrauch dem der anderen angleicht. Manche Interpreten Wittgensteins leiten daraus einen Konventionalismus ab, von dem das „Privatsprachenargument“ nur ein Teil ist. Anders interpretiert Davidson die Situation der Abrichtung. In seinem Modell der Triangulation sind beide Personen, was den Irrtum betrifft, gleichgestellt, selbst dann, wenn sie die typische Asymmetrie aufweist, für die Wittgenstein oft das Verhältnis von „Schüler und Lehrer“ oder „Lehrling und Meister“ einsetzt. „Sobald wir einen Begriff erfasst haben, legen wir uns selbst zurecht, wo andere ihn zu Recht und wo sie ihn zu Unrecht anwenden, und sind in der Lage einzusehen, dass wir Fehler machen können.“ (Donald Davidson, *Probleme der Rationalität*. Frankfurt am Main 2006, 95.) Wenn ich einem Kind das Wort „Fussel“ beibringen wollte, dann wäre ich gut beraten, selbst einen Fehler zu machen. Ich zeige auf einen Käfer und sage „Fussel“, das Kind versteht das Spiel, schüttelt den Kopf und sagt „Nein“. Somit richte ich das Kind nicht mehr ab als es umgekehrt mich abrichtet.

** Nach Davidson ist der Fehler ein notwendiger Teil jeder Begriffsgeschichte: Er reserviert das Wort „Begriff“ für Fälle, „in denen es einen klaren Sinn hat, von einem Fehler zu sprechen, der nicht nur vom Standpunkt eines intelligenten Beobachters als solcher gesehen wird, sondern auch vom Standpunkt des

Die Geschichte meines Fusselbegriffs beginnt mit einem reinen Akkord: Der Fussel, den ich in jener Situation gemeinsam mit einer zweiten Person wahrnehme, ist nichts anderes als mein Musterfussel, den ich gleichfalls „Fussel“* nenne und mit dem jeder weitere Fussel, der diesen Namen verdient, übereinstimmen soll. Die gesuchte Norm, die meine Fehlwahrnehmung verletzt, ist erschreckend einfach: Wenn wir auf denselben Punkt schauen, sollten wir dasselbe sehen und auch zu sehen glauben.**

Wenn ich Glück habe, blickt die zweite Person auf meinen Fehler mit Nachsicht. Wer macht schon gerne einen Fehler? Da ich mich über den vermeintlichen Käfer ärgere, sagt die zweite Person: *ist nicht so schlimm, der Fussel sieht ja tatsächlich aus wie ein Käfer – ich hätte ihn leicht selbst mit einem Käfer verwechseln können*. Es ist hoffentlich

betreffenden Lebewesens selbst. In diesem Sinn hat ein Regenwurm, der etwas Giftiges frisst, keinen Fehler gemacht. Er hat nicht eine Sache mit einer anderen verwechselt [...] Er hat das Gift nicht fälschlich als etwas Genießbares klassifiziert.“ (Davidson 2006, 32.)

* Das Wort „gleichfalls“ ist nicht ganz richtig. Was für die zweite Person die Anwendung eines Wortes ist, die ihrem Wortgebrauch entspricht, ist für mich, der ich dieses Wort erstmals anwende, ein Akt der Sinngebung. Die Sinngebung ist das konventionelle Gegenstück zur Namengebung: „Namengebung [...] besteht darin, dass man einem bestimmten Gegenstandstyp eine bestimmte Vokabel als seinen ‚Namen‘ zuordnet. Sinngebung [...] besteht darin, dass man einer bestimmten Vokabel einen bestimmten Gegenstandstyp als ihren ‚Sinn‘ zuordnet.“ (John Langshaw Austin, *Wie man spricht. Ein paar simple Verfahren*. In ders.: *Gesammelte philosophische Aufsätze*, Stuttgart 1986, 177f.) Denkbar wäre auch, dass wir diese beiden Akte gemeinsam ausüben (wir kennen weder die Namen, noch wissen wir, welche Art von Dingen wir benennen).

** Von dieser Regel scheint das „offene Kunstwerk“ eine wohletablierte, um nicht zu sagen regelrechte Ausnahme zu sein. Ich trete gern ins Fettäpfchen, indem ich die Ausnahme bestreite. Wenn wir zum Beispiel auf das monochrome Gemälde mit der Werkbezeichnung IKB 242 A von Yves Klein aus dem Jahr 1959 schauen, dann sollten wir dasselbe Bild sehen, dieselben Farben (es ist, glaube ich, nur eine), Formen und Maße (215mm x 181mm). Eine ästhetische Diskussion über das Bild kann nicht stattfinden, solange wir nicht in diesem Sinn dasselbe sehen (und zu sehen glauben). Mehr ist nicht verlangt, nicht in Anbetracht eines Kunstwerks, aber auch nicht in Anbetracht eines Käfers, den wir kennen, oder eines Fussels, den wir nicht kennen. Was wir einem Kunstwerk zumuten – strittige Aspekte, irreführende Ähnlichkeiten und verborgene Eigenschaften – könnten wir umso mehr den Dingen zutrauen, die nicht mit Sinn und Absicht hervorgebracht worden sind.

nicht übertrieben, aus dieser wohlwollenden Interpretation abschließend noch einmal die Figur des Sophisten herauszulesen. Sie ist mitunter eine verständnisvolle und milde Fürsprecherin, nicht nur die schroffe Gegenspielerin, die man, um sich nicht selbst zu täuschen, aus dem Weg räumen muss.

7. „Ignoranz“

Das sprachliche Muster „Gegenstand und Bezeichnung“, mit dem wir einen vermeintlichen Käfer offiziell als Fussel präsentieren, scheint das Geschehen derart zu dominieren, dass wir den Käfer, der immer noch in der Schachtel verharrt, leicht vergessen, wenn nicht sogar missachten. Vom Standpunkt des sprachlichen Musters, in dem wir übereinstimmen (es ist ein Fussel, nicht ein Käfer), ist er der Prototyp des Unsinn. Mit den *neuen alten* Spuren habe ich versucht, den Unsinn hochzuhalten. Nicht weniger hoch sollte ich den Sinn des sprachlichen Musters halten. Ich will es nicht als das „eingeschliffene Muster der Wahrnehmung“ verächtlich machen, das es ist. Immerhin verhilft es mir dazu, wissentlich einen Käfer zu sehen, ohne eigens darauf zu achten.

Die Achtlosigkeit, um nicht zu sagen, die Ignoranz, mit der ich für gewöhnlich Dinge oder Ereignisse wie das Krabbeln (eines Fussels) eher nebenbei wahrnehme als dass ich mich eigens darauf konzentrieren müsste, ist neben der Nachträglichkeit ein weiterer Punkt, den man in der Erklärung des Irrtums, der eine Wahrnehmung zur Fehlwahrnehmung macht, nur allzu leicht aus den Augen verliert. Ohne es vielleicht zu wollen, fängt man an, die Fehlwahrnehmung zu der Helden einer Geschichte zu machen, womit man das Thema der Wahrnehmung insgesamt verfehlt. In meiner Geschichte habe ich versucht, sie als Nebenfigur auftreten zu lassen – „während ich diese Zeilen schreibe“. Herausgekommen ist sie zweifellos als eine andere: eine über alle Maßen aufgetakelte Hauptfigur, die an die Anfänge der Begriffsbildung erinnert.

Ich weiß ehrlich gesagt nicht, wie sich dieser Fehler vermeiden lässt. Vermutlich kann ich ihn nicht nachträglich korrigieren, ohne in dieselbe Falle zu tappen. Bleibt also nichts anderes übrig, als den Fehler einzugehen, was ich hiermit getan habe.

Mehr kann vielleicht auch von der „Einsicht in den Irrtum als Irrtum“ nicht verlangen. Sobald man anfängt, einen Fehler zu

korrigieren, doktert man an der einen oder anderen Spur herum, die gegenwärtig an der Bildfläche sichtbar ist. Am Fehler dürfte sich damit nichts ändern. Die Fehlwahrnehmung bleibt eine Fehlwahrnehmung, die Fehlhandlung eine Fehlhandlung, vorausgesetzt, dass sie bereits ein Teil der Geschichte ist, eine unsichtbare Doublette der revidierten Spur im Wachs, eine Dauerspur, die nicht zu korrigieren ist.*

*

Zeit für ein Resümee. Oder Zeit, einige Punkte aufzusammeln, die für diesen Aufsatz unter den Tisch gefallen sind. Als Erstes möchte ich eine kleine Zitatsammlung zum Thema „Unsinn“ erwähnen. Wenn ich Jankélévitch, den ich zitieren wollte, nicht falsch verstehe, hätte ich besser statt vom Unsinn von einer anderen Art des Sinns reden sollen. Diese ist dem „Sinn“ nicht entgegengesetzt, sondern sie geht über ihn in jener Form hinaus, in der er dem sprachlichen Muster „Gegenstand und Bezeichnung“ entspricht. In dieser öffentlich abgestimmten Form, in der Blumenberg von den Prädikaten als „Institutionen“ spricht,** spricht Jankélévitch bezeichnender Weise von einem „verkleinerten Sinn“. Darauf habe ich indirekt mit dem wohltemperierten sprachlichen Instrument angespielt, mit dem „wir“ zur Übereinstimmung gelangen. Ein Begriff wie „Käfer“ oder „Fussel“ ist ein Teil jener Sprache, die „zum Tausch und Handel“*** geschaffen wurde. Zudem ist es auch ein Organ der Wahrnehmung: Begriffe sind „Fühler“, wie Freud sagt,**** oder „Tasten“, wie Jankélé-

* Hinter diesem elegischen Ende meines Aufsatzes steckt die metaphysische These, dass die Vergangenheit nicht zu ändern ist, weder vorsätzlich [?] noch nachträglich (vgl. Anscombe 2014, 278).

** Hans Blumenberg, *Anthropologische Annäherung an die Aktualität der Rhetorik*. In ders.: *Wirklichkeiten in denen wir leben*. Stuttgart 1981, 115.

*** Vladimir Jankélévitch, *Von der Lüge*. Hamburg 2016, 83.

****Vgl. Freud 2000, 369; ich habe die Stelle bereits zitiert: „Es wäre so, als ob das Unbewusste mittels des Systems ‚Wahrnehmung – Bewusstsein‘ der Außenwelt Fühler entgegenstrecken würde“; bis hierher und nicht weiter („Fühler [...], die rasch wieder zurückgezogen werden, nachdem sie deren Erregungen verkostet haben“) könnte man ohne zu zögern „Begriffe“ für „Fühler“ einsetzen. Für das Weitere müsste man sich mehr der Metapher zuwenden, nach der die Sprache ein Organ der Wahrnehmung ist [empfindsam/handgreiflich?].

vitch sagt. Zunächst scheint es, als ob er sich als der Pianist, der er ist,* über das Tasteninstrument beklagt, doch der Eindruck täuscht:

Es gibt nicht ausreichend Tasten auf der Klaviatur der Sprache, um die unendlich verschiedenen Nuancen des Denkens und der Leidenschaft auszudrücken; vervielfacht durch die Erinnerung, die bedingte Assoziation und eine kontinuierliche Dauer überschreitet diese Überfülle der bezeichneten Sache unermesslich unser Vokabular, unabhängig von den stilistischen Konnotationen ...**

An anderer Stelle spricht Jankélévitch von der Sprache als einer „rudimentären Klaviatur“, die auch ein Organ der Wahrnehmung ist. „Es gibt“, wie er sagt,

unendlich mehr Nuancen in den qualitativen Subtilitäten und Komplexitäten der Absicht, als es Tasten auf der rudimentären Klaviatur des Sensoriums oder mögliche Kombinationen im Register der Zeichen gibt: Das bedeutet, dass eine Fülle von Ultra-Absichten nicht ihre eindeutigen Zeichen auf dieser armen Skala finden wird.

Wenn man das Instrument als ein Hindernis begreift, so muss man dem Hindernis umgekehrt auch zugestehen, dass es ein Instrument ist:

Die Sprache ist also ein Hindernis, das Organ ist; sie fängt ab und lässt passieren – denn der Sinn kann nur als abgefangener und verkleinerter passieren.***

* Er war so etwas wie ein „Wunderkind“, das seine Karriere frühzeitig oder vielleicht auch rechtzeitig beendete. Nichtsdestotrotz spielte Jankélévitch, wie berichtet wird, bis ins hohe Alter in virtuoser Weise Klavier, und zwar täglich: „Jeden Tag pflegte er sich ans Klavier zu setzen, ein Vergnügen, das ihn zur Frage veranlasst, ob er eher das Klavierspiel liebt, nämlich das Spiel der Finger auf den Tasten, oder die Musik.“ (Andreas Vejvar, *Nacht und Freude. Jankélévitchs musikalischer Kosmos*. In: Vladimir Jankélévitch, *Zauber, Improvisation, Virtuosität. Schriften zur Musik*. Frankfurt am Main 2020, 378.)

** Jankélévitch 2016, 76.

*** Vladimir Jankélévitch, *Die Ironie*. Berlin 2012, 46f. Eine Zeitlang dachte ich, das Abfangen und Passierenlassen, mit dem der Sinn nur verkleinert ankommt, mit dem „Reizschutz“ von Freuds Wunderblock kombinieren zu kön-

Zweitens habe ich beinahe alles, was ich zum Thema der Skepsis notiert habe, weggelassen. Meine literarische Quelle dazu ist, um nur einen Namen zu nennen, Sextus Empiricus,* für den Wahrnehmung und Handlung zweierlei Paar Schuhe sind. Man ist, wenn man den Zweifel walten lässt, niemals mit beiden Paaren zugleich unterwegs. Darin ist Sextus Empiricus bewundernswert konsequent. Er bezieht seinen Zweifel auf alle Dogmen, insbesondere auf das Dogma der Wahrnehmung, mit dem ich bestimmte Dinge sehe: einen Käfer oder, nachdem ich eines Besseren belehrt wurde, einen Fussel. Mit einer dritten Person, die mich eines anderen belehrt, hätte ich einen Modeschmuck gesehen, ein Krümelmonster oder was weiß ich. Nach Ansicht der *pyrrhonischen Skepsis*, wie sie Sextus Empiricus vertritt, sehe ich niemals Dinge, Ereignisse oder Personen, sondern immer nur Erscheinungen. Alles andere rede ich mir ein, weil es mir, was ja auch zutrifft, andere eingeredet haben. Daher sollte ich, um nicht den Dogmen zu verfallen, auch nicht von Dingen reden, die ich zu sehen glaube, sondern vom Schein. Was das Sein betrifft, so sollte man sich eines abschließenden Urteils enthalten.

Ganz anders tritt der Skeptiker auf, wenn er das andere Paar Schuhe anzieht, um zu handeln. Im Unterschied zu Nietzsche, der den Schein auch auf die Handlung auszubreiten versucht, erteilt Sextus Empiricus den seltsamen Ratschlag, so zu handeln, wie es üblich ist; das heißt, skeptischen Sinnes die Normen und Regeln zu befolgen und alles in allem die Traditionen zu wahren. Ich sage nicht, dass mir dieses Schuhwerk besonders gefällt, sondern nur, dass ich die Konsequenz bewundere, mit der Sextus Empiricus auch im Hinblick auf die Handlung gegen das Dogma antritt, das heißt gegen das Pro und das Contra. Zweifeln heißt, diese zwei Seiten zu sehen, ohne sich auf nur eine Seite zu schlagen oder schlagen zu lassen. Das Engagement für die Kunst, in der Nietzsche so etwas wie ein „Scheinhandeln“ erblickt, muss für eine radikale Skepsis lächerlich

nen. Nachdem der Block die Richtung umkehrt und seine Fühler der Außenwelt entgegenstreckt, das heißt handelt, hätte ich denselben Reizschutz auch in der umgekehrten Richtung anbringen müssen. Somit würde er die Absicht betreffen, einen Käfer in die Hand zu nehmen. Der abgefangene oder herausgefilterte Rest wäre nicht weit von der Figur des Sophisten entfernt, von den insgeheimen Gründen, die ich in meinem Aufsatz vermeiden wollte.

* Sextus Empiricus, *Grundriß der pyrrhonischen Skepsis*. Frankfurt am Main 1985.

sein. Sie kann jedenfalls nicht dazu raten, so zu tun als ob. Auch und gerade das So-tun-als-ob ist ein Tun, bei dem es der handelnden Person auf das Gelingen ankommt. Auch das Nichtstun kann die Skepsis nicht empfehlen, denn sobald hinter dem Nichtstun eine Absicht steckt, ist es ein Tun, das wie jedes andere *gelingen soll*, das heißt, *misslingen kann*.

Drittens habe ich darauf verzichtet, anstelle von einem Käfer von einem Skarabäus zu reden. Man ist zweifellos imstande, einen Skarabäus zu sehen, wo ich nur einen Käfer sehe. Bei diesem Thema bin ich letztlich, um es gleich zu sagen, bei Dürers *Melencolia* gelandet. Sie ist die klassische Figur der Prädikation, die ihr Ziel erreicht hat und über den Erfolg verzweifelt. Ihr Wachsblock ist idealerweise mit allen erdenklichen Mustern bestückt; sie kennt alle Käferarten beim Namen, und auch alle Arten von Fusseln, um die sich sonst nur die Fussologie* kümmern wird. Was soll daran so trostlos sein? Man hat sich ein hohes Ziel gesetzt – die „Vermessung der Welt“ – und versinkt in einer Welt des verkleinerten Sinns, an der man das Interesse verliert. Wie Dürer zeigt, wendet sich die *Melencolia* von dem Bekannten ab und blickt auf das leergeräumte Feld des Unbekannten, so als wollte sie die Figur der Metapher umkehren und das Bekannte mit dem Unbekannten ersetzen.

Viertens habe ich versucht, diese beiden Figuren, die radikale Skepsis und die nicht minder radikale Prädikation in einen imaginären Dialog zu versetzen. Herausgekommen ist ein Witz. Statt ihn hier des Langen und Breiten zu erzählen, will ich ihn nur kurz erklären. Grundlage ist die etwas künstliche Vorstellung, dass es eine begriffliche Skala vom Allgemeinsten zum Allgemeinen, Besonderen und Individuellen gibt, auf der die Konturen der Muster immer detaillierter werden. An dem einen Eckpunkt stimmen die verschiedensten Dinge mit einem Muster überein, dessen Konturen so ver-

* Nicht mit der Futuologie zu verwechseln. Auf jene Disziplin bin ich aufgrund meiner Fehlwahrnehmung gestoßen – ich habe, wie gesagt, einen Fussel als Käfer wahrgenommen und damit einen Fehler gemacht, den ich als die Entdeckung des Käferfussels würdigen wollte, einer Fusselart, von der ich dachte, sie wäre neu. Jedenfalls war ich schon dabei, eine Taxonomie zu entwerfen, die auf meiner Verwechslung beruhte (umgekehrt könnte die Verwechslung eines Käfers mit einem Käferfussel zur Entdeckung des Fusselkäfers führen), als mir der Verdruss in die Quere kam, der für solche Klassifikationsphantasien typisch ist.

waschen und vieldeutig wie nur möglich sind. Am andern Ende sind die Muster derart scharf gezeichnet und eindeutig, dass es für jedes dieser Muster nur ein einzelnes Ding gibt, welches damit übereinstimmt. Auf dieser Seite ist die Prädikation zuhause, die Figur, die mit dem Motto von Bischof Butler auftritt: *alle Dinge sind, was sie sind, und nichts anderes*. Auf der anderen Seite ist die Skepsis zuhause, die am stärksten oder radikalsten „das Sein“ bezweifelt. Sie bezweifelt immer noch recht stark die Existenz von einem „Ding“, etwas schwächer, doch immer noch stark genug die Existenz einer Art von Dingen wie „den Käfer“. Beim „Skarabäus“ lässt die skeptische Kraft schon spürbar nach und beim „Scarabaeus sacer“ schwindet sie dahin. Eine Frage wie die, ob es so etwas wie eine Farbe gibt, liegt ihr offenbar näher wie die, ob es Sepia oder Lila gibt. Nietzsche bezweifelt typischerweise die mögliche Existenz einer Schlange,* nicht jedoch die Existenz einer Ringelnatter oder einer Kreuzotter. Kurz, die eine Figur macht sich auf der Seite der anderen nur lächerlich. Wer sich zu weit vorwagt, hat verloren – so in etwa lautet die Dramaturgie. Die Prädikation versagt am *Sein (ist es oder ist es nicht – niemand kann es wissen)*, die Skepsis scheitert an *Lonesome George*, dem letzten noch lebenden Exemplar einer Schildkrötenart namens *Che-*

* Friedrich Nietzsche, *Ueber Wahrheit und Lüge im aussermoralischen Sinne*. In ders.: *Sämtliche Werke, Band 1*. München, Berlin, New York 1980; auf die Frage: „Was ist ein Wort?“, antwortet Nietzsche mit zwei Metaphern: „Ein Nervenreiz, zuerst übertragen in ein Bild! Erste Metapher. Das Bild wieder nachgeformt in einem Laut! Zweite Metapher. Und jedesmal vollständiges Überspringen der Sphäre, mitten hinein in eine ganz andre und neue.“ (Ebd. 879.) Der „Nervenreiz“ ist Nietzsches Metapher für das Objekt einer Wahrnehmung. Dem Objekt steht das Subjekt gegenüber, wiederum als eine „getrennte Sphäre“: „zwischen zwei absolut verschiedenen Sphären wie zwischen Subjekt und Objekt giebt es keine Causalität, keine Richtigkeit, keinen Ausdruck, sondern höchstens ein ästhetisches Verhalten, ich meine eine andeutende Uebertragung, eine nachstammelnde Uebersetzung in eine ganz fremde Sprache“ (ebd. 884). Um Nietzsches Beispiel aufzugreifen, nehme ich an, dass das *intentionale* Objekt, auf das sich das Subjekt in seiner Wahrnehmung bezieht, eine Schlange ist. Was es tatsächlich sieht, ist ein Schlägeln, doch *ein Wurm schlängelt sich*, wie Nietzsche sagt, *genauso*. Aufgrund dieser Ähnlichkeit verwechselt das Subjekt den Wurm, das *materiale* Objekt, mit einer Schlange, dem *intentionalen* Objekt seiner Wahrnehmung. Nietzsche liegt viel daran, dass die vermeintliche Schlange ein Wurm ist; hinter der Täuschungsgeschichte des Subjekts steckt die Szene im Paradies.

lonoidis nigra abingdonii. Wittgensteins Käfer hat auch auf dieser Skala keinen Platz.

Fünftens habe ich es unterlassen, von der Wahrnehmung ein halbwegs realistisches Bild zu zeichnen. Darauf habe ich am Ende meines Aufsatzes zwar angespielt, aber es wäre besser gewesen, wenn ich stattdessen John Austin zitiert hätte. In einem Aufsatz zu den *Performativen Äußerungen* sagt er einmal,* dass man nicht einfach daherkommen kann, um etwas zu sagen, nur weil es wahr ist (oder weil man es für wahr hält). Auf die Wahrnehmung übertragen, kann man nicht einfach daherkommen und etwas sehen, nur weil es zu sehen ist (oder weil man glaubt, dass es zu sehen ist). Es gibt nur recht selten eine dafür passende Situation – eine Attraktion oder eine Ausstellung zum Beispiel. Nach Austins Ansicht sollte man, wenn man sich über eine Käferwahrnehmung Gedanken macht, nicht davon ausgehen, dass die Wahrnehmung im Rahmen einer Ausstellung stattfindet. Damit macht man eine wahrnehmende Person zu einer klassischen Figur der Theorie, die sich zum Zuschauen als ein Zuschauen auf zweiter Stufe verhält, wie eine zweite Person B, die eine wahrnehmende erste Person A wahrnimmt. Es ist B, die Theorie selbst, die für A einen Käfer ausstellt, und wenn sie die Fehlwahrnehmung erklärt, setzt sie *anstelle* des Käfers einen Fussel aufs Podest.

A hat nur ein einziges Objekt, das täuschen kann oder nicht, B hat sowohl dieses Objekt wie auch die Wahrnehmung von A zum Objekt. Wenn man das berücksichtigt, was scheinbar selbstverständlich ist, dass die Theorie eine Wahrnehmung zum Objekt hat, dann darf man die Frage stellen, ob dieses zweite Objekt es nicht weit mehr verdient als erste, in die Rolle von Wittgensteins „Käfer in der Schachtel“ zu schlüpfen. Wittgenstein interessiert sich womöglich mehr für eine angemessene Art der theoretischen Darstellung als für das Dargestellte. Sein Käfer steckt jedenfalls auch in der Schachtel von B. Die Theorie ist zwar eine andere, je nachdem, ob sie A so etwas wie eine „Privatsprache“ zutraut, eine Wahrnehmung oder Empfindung, für die A die „richtigen Worte“ fehlen. Der Punkt, den ich hier anspreche, ist jedoch ein anderer: Ist eine Theorie der

Wahrnehmung in der Lage, ihr Objekt selbst als „Käfer in der Schachtel“ zu artikulieren?

Diesen Punkt möchte ich kurz erörtern. Der „Käfer in der Schachtel“ ist auf den ersten Blick eine Parodie auf das intentionale Objekt einer irrtümlichen Käferwahrnehmung. Dieses Objekt ist weder in der Wahrnehmung zu finden, noch außerhalb. Man sucht es als Ding unter Dingen genauso vergeblich wie in der Vorstellung oder im Geist. Der Käfer, den ich irrtümlich zu sehen glaubte, hat keinen Ort, an dem er sich aufhält: So gesehen ist er ein *Unding* (und keine Fiktion).*

Dasselbe müsste man, um ein realistisches Bild zu zeichnen, auch von der Wahrnehmung sagen. Dinge, Gegenstände oder „Objekte“, kann man typischerweise zählen oder messen, Wahrnehmungen nicht. Ich schaue zum Beispiel aus dem Fenster und frage mich, wie viele Wahrnehmungen ich habe. Hängt es davon ab, wie viele Dinge ich sehe (oder zu sehen glaube)? Sicher nicht, denn ich kann auch die wahrgenommenen Dinge nicht zählen.** Darunter sind womöglich Dinge, in denen ich mich täusche, aber davon einmal abgesehen: Ich weiß nicht, wie viele Dinge ich sehe, wenn ich einen Baum sehe (ich sehe auch das Blattwerk mit seinen Blättern, Ästen, hier hängt ein Zapfen, dort sitzt ein Vogel und so weiter). In diesem Punkt sind Wahrnehmungen mit Handlungen vergleichbar. Niemand weiß, wie viele Handlungen ich am Weg vom Tisch zum Kühlschrank ausführe. Ich mache zum Beispiel sieben Schritte. Da ich jeden Schritt in *derselben* Absicht, ein Bier zu holen, mache, müsste ich eigentlich schon beim zweiten Schritt stolpern, sofern er doch ein anderer ist als der erste. Glücklicherweise verschwende ich keinen Gedanken daran, wie viele Handlungen oder Wahrnehmungen eine Handlung oder Wahrnehmung umfasst, wann und wo das eine beginnt und das andere endet. Hinzu kommt, dass eines dieser

* Ein fiktiver Käfer ist, solange nichts Gegenteiliges erzählt wird, ein gewöhnlicher Käfer (den es nicht gibt, nicht gegeben hat und auch nicht geben wird). Der Käfer von Kafkas *Verwandlung* ist zum Beispiel kein gewöhnlicher Käfer. Das Außergewöhnliche liegt daran, dass er Gregor Samsa ist; daran, dass er fiktiv ist, lässt sich (zu seinem eigenen Leidwesen) nichts Besonderes erkennen.

** Hängt es davon ab, wie oft ich die Augen auf und zu mache? Freuds *Wunderblock* bietet eine Lösung an: das Abheben des Systems „Wahrnehmung – Bewusstsein“ von dem System „Gedächtnis – Unbewusstes“.

* John Langshaw Austin, *Performativen Äußerungen*. In ders.: *Gesammelte philosophische Aufsätze*. Stuttgart 1986, 324.

Undinge nur in Gefolgschaft des anderen auftritt; ich bin nie ganz Auge, ganz Ohr oder sonst ein Sinnesorgan, so wie ich nie ganz Hand bin, ganz Fuß oder sonst ein Körperteil, den ich in dieser oder jener Absicht, zu handeln, bewege. Wie es möglich ist, aus diesem Gewirr dennoch eine Wahrnehmung oder Handlung herauszulösen und zu einem Gegenstand der Betrachtung zu machen, das zeigt Austin mit seiner Theorie der Fehlschläge oder Unglücksfälle. Wenn ich auf dem Weg zum Kühlschrank irrtümlich auf einen Käfer trete ... der Rest lässt sich leicht ausmalen.

Sechstens hätte ich, um ein weiteres Versäumnis zu nennen, zum Thema der Nachträglichkeit und der diachronen Perspektive Hans Blumenberg erwähnen müssen. Er bringt den inneren Widerspruch, in den sich die synchrone Perspektive verwickelt, auf die knappe Formel, dass man ihr zufolge „als Akteur und zugleich als Zuschauer seiner selbst“ auftreten soll. Die Reflexion, mit der man sich auf sich bezieht, beschreibt Blumenberg als einen Vorgang, der Raum und Zeit in Anspruch nimmt. Mit dem „zugleich“ täuscht man sich darüber hinweg. Trete ich „als Akteur“ auf, so kommt die Reflexion zu früh; die Absicht nimmt das Gelingen der beabsichtigten Handlung vorweg. Trete ich „als Zuschauer meiner selbst“ auf, so kommt die Reflexion zu spät; die Handlung, die ich für gelungen halten wollte, ist schon vorbei, falls sie gelungen ist. Es spielt in dieser Hinsicht keine Rolle, ob ich als ein selbstgefälliger, ein wohlwollender, kritischer, misstrauischer oder argwöhnischer Zuschauer meiner selbst auftrete (in der einen Hinsicht gelingt mir alles, in der anderen nichts).

Die synchrone Perspektive erzeugt eine Illusion, wie man sie von der „unendlichen Reflexion“ des Idealismus kennt. Wenn man, wie ich es soeben getan habe, die Reflexion als einen Vorgang skizziert, mit dem man „sich auf sich“ bezieht, dann jubelt man der einen Reflexion gleich eine zweite unter. In der zweiten Reflexion ist, sofern sie nur die erste wiederholt, bereits eine dritte enthalten, so als würde ein einziger Selbstbezug das eigene Selbst in ein Spiegelkabinett verwandeln.

Dem entgegen leitet Blumenberg die Reflexion von der Notwendigkeit ab, sich umzudrehen.* Da man „hinten keine Augen“ hat,

muss man ab und zu den Kopf wenden, um zu sehen, was rund herum los ist. Das Umdrehen braucht Zeit, man kommt zu spät. Das Rascheln hinter dem Rücken ist vorbei, wenn der Löwe vor das Auge tritt. Die späte Erkenntnis, dass es der Löwe war, der geraschelt hat, verdankt sich einer Reflexion, die das Rascheln mit der Erscheinung des Löwen zusammenbringt. Ich höre das Rascheln und kann es auch dann, wenn es vorbei ist und ich mich schon umgedreht habe, irgendwie festhalten, um beim Anblick des Löwen eins und eins zusammenzählen. Die Spur, so dachte ich, würde sich für dieses Festhalten anbieten, für das Fixieren von etwas, das sich gegenwärtig nicht mehr wahrnehmen lässt.*

Es wäre nicht uninteressant, zu sehen, wie sich diese neue Spur als Dauerspur am Wachsblock zu dem Löwenmuster hinzugesellt. Auf den ersten Blick scheint das Rascheln mehr ein Fremdkörper als eine Eigenschaft des Löwen zu sein (schon gar nicht eine wesentliche Eigenschaft, die einen Teil des Musters bildet, welches das Wesen oder die Art eines Löwen verkörpert). Das täuscht, denn bei einem ähnlichen Rascheln taucht sogleich, ob ich will oder nicht, das Bild des Löwen auf. Achtung Löwe, denke ich, ohne mich eigens umzudrehen; vorausgesetzt, dass ich die erste Begegnung überlebt habe, und dass meine Geschichte es wert ist, in den Wachsblock aufgenommen zu werden.

Siebtens und als Letztes muss ich einen Film erwähnen, den ich in meinem Aufsatz keinesfalls vermissen wollte. Er nimmt das Wachsmodell mit seinen neuen und alten Spuren so wörtlich, dass ich an den Zufall fast nicht glauben kann. Es handelt sich um eine Verfilmung der *Hundert Jahre Einsamkeit* von Gabriel García Márquez. Ich war gerade mit dem Wachsblock beschäftigt, dem Geschenk von Mnemosyne, als ich zufällig die Szene mit der „Schlafkrankheit“ zu Gesicht bekam. Sie zeigt Schritt für Schritt, wie die Spuren im Wachsblock allmählich verlöschen. Irgendein Zauber (oder Virus) hat dafür gesorgt, dass eine ganze Dorfgemeinschaft nicht mehr schlafen muss, besser gesagt, nicht mehr kann. Zunächst herrscht wegen der anhaltenden Munterkeit eine gewisse Euphorie, doch dann machen sich die ersten Verluste des Gedächtnisses bemerkbar. Die Muster verlieren ihre Etiketten, weshalb den Dingen, soweit es

* Hans Blumenberg, *Die Beschreibung des Menschen*. Frankfurt am Main 2006.

* „gegenwärtig wahrnehmen“ = „wahrnehmen“.

möglich ist, Namensschilder umgehängt werden. Auf einer Tür hängt das Wort „Tür“, auf einem Schuh das Wort „Schuh“ und so weiter. Kurz darauf geht der Sinn verloren, weshalb die Namensschilder mit Anweisungen wie „zum Aufmachen und Zumachen“ oder „zum Anziehen oder Ausziehen“ ergänzt werden.* Bald ist niemand mehr in der Lage, zu schreiben, zu lesen oder sonst wie zu handeln: Alle verharren in der Pose, die sie gerade noch mit dem letzten Rest einer Spur wissentlich hervorbringen konnten. Das Dorf wird letztlich zu einem Tableau vivant, anders gesagt, zu einem Wachsfigurenkabinett.**

* *Hundert Jahre Einsamkeit*, Originaltitel: *Cien años de soledad* (Kolumbien 2024). Regie: Alex García López, Laura Mora. Im Roman vom Márquez habe ich zu der geschilderten Szene die folgenden Zeilen gefunden: „Die India erklärte ihnen jedoch, beängstigend sei nicht etwa die Tatsache, nicht schlafen zu können, da der Körper keinerlei Müdigkeit verspüre, schlimmer sei die unvermeidliche Folgeerscheinung: das Vergessen. Sobald der Kranke sich an den Wachzustand gewöhnt habe, sagte sie, begännen die Kindheitserinnerungen aus seinem Gedächtnis zu schwinden, dann das Wissen um die Dinge und deren Namen, zuletzt die Identität der Personen und sogar das Bewusstsein des eigenen Seins, bis er in einer Art vergangenheitslosem Schwachsinn versinke.“ (Gabriel García Márquez, *Hundert Jahre Einsamkeit*. Köln 2017, 59.)

** Rückblickend habe ich in meinem Aufsatz nicht mehr erreicht, als zwei Wachsmodelle mit einer Metapher zu ersetzen. Ein Begriff wie „Käfer“ ist ein Organ der Wahrnehmung. Damit habe ich versucht, die Gleichsetzung der Wahrnehmung mit einer Handlung zu vermeiden. Man sieht den Käfer mit den Augen *und* mit der Sprache. Andererseits: Man ergreift den Käfer mit der Hand, nicht mit der Sprache. Auf die konträre, handgreifliche Metapher, die der Begriff „Begriff“ nahelegt, musste ich verzichten. Man tut Gregor Samsa keine Gewalt an, indem man ihn als Käfer betrachtet; im Unterschied dazu tut man ihm vielleicht doch Gewalt an, indem man ihn als Käfer behandelt. Auf dem Boden gegenwärtiger Ideologien würde ich mit derlei Überlegungen schnell auf das Glatteis geraten.